

Gemeinschaftsbildung – eine Provokation des Bewusstseins

Karl-Martin Dietz

Worin liegt eigentlich das Spezifische der Waldorfpädagogik? – Man ist vielleicht zunächst versucht, Einzelheiten aufzuzählen: Epochenunterricht, kein Sitzenbleiben, keine Notenzeugnisse, ein ganz spezielles Fach (Eurythmie) usw. Nun wird allerdings inzwischen das meiste davon auch anderen Orts ausprobiert (mit Ausnahme der Eurythmie). Man kann aber die Frage nach dem Spezifischen auch anders stellen: Was ist der Quellort, aus dem sich Waldorfpädagogik gestaltet und immer wieder neu gestalten kann?¹

Da fallen vor allem zwei Dinge ins Auge: Das eine ist die Menschenkunde, und das andere ist die selbstverwaltete Schulführung. Beide haben – bei aller Unterschiedlichkeit – einen gemeinsamen Ursprung: Sie beziehen sich auf die Individualität des anderen Menschen. Die Menschenkunde ist ein Erkenntnismittel, das uns in die Lage versetzt, die geistige Individualität des jungen Menschen wachzurufen und zu fördern. Und die Selbstverwaltung dient dem Ziel, die Fähigkeiten der einzelnen Mitglieder des Kollegiums wirksam zu machen. Beide haben aber noch eine weitere Gemeinsamkeit: Sie sind heute nicht ungefährdet. Es gibt immer wieder Stimmen, die sagen: Waldorfpädagogik ist hervorragend, aber lasst doch mal endlich diesen komischen Steiner weg. Das richtet sich gegen die Menschenkunde. Damit aber würde Waldorfpädagogik auf Maßnahmenkataloge reduziert unter Ausblendung ihres Ursprungs und somit auch unter Verzicht auf individuelle Befähigung. Die »Qualität« wäre dann durch vorgestanzte Standards zu gewährleisten. Auch die Selbstverwaltung ist nicht ungefährdet, denn sie wird heute in der Praxis vielfach als Selbstbehinderung erlebt. Sie ist jedoch dazu da, dass die Einzelnen geistig produktiv werden können.

Herausforderungen der Bewusstseinsseele

Geistige Produktivität ist davon abhängig, dass sie in keiner Weise kanalisiert wird: weder wem sie zu dienen hat noch welche Wege sie einschlagen soll. Deshalb darf es keine staatliche Reglementierung, keine Reglementierung von außerhalb des Kulturlebens geben. Dessen Fruchtbarkeit zeigt sich daran, dass andere Menschen sich dafür interessie-

1 Dieser Aufsatz ist die gekürzte Schriftfassung eines Vortrages, der auf der Lehrertagung in Hamburg am 10.2.2002 gehalten wurde. Die Diktion der gesprochenen Rede wurde weitgehend beibehalten. – Ein leicht erweiterter Sonderdruck ist erhältlich unter dem Titel »Produktives Unbehagen. Über die Chancen der kollegialen Selbstverwaltung« beim Menon Verlag, Hauptstr. 59, 69117 Heidelberg, Tel. 06221-21350, Fax -21640.

ren. »Freie Empfänglichkeit« ist das Gegenstück zur »geistigen Produktivität«.²

Dass Waldorfschule unmittelbar die Individualität des Menschen im Blick hat, stellt sie hinein in unser Zeitalter, das als Zeitalter der Bewusstseinsseele bezeichnet werden kann. Mit Bewusstseinsseele ist hier eine bestimmte Befähigungsebene der Seele gemeint. Sie kann erkennen und handeln in einer Art, die auf anderen Ebenen nicht so leicht möglich ist. Mit dem Zeitalter der Bewusstseinsseele ist die Neuzeit gemeint. In der Neuzeit sind die Fragen und Anforderungen an die Bewusstseinsseele aufgewacht. Im Folgenden wird deutlicher werden, was damit gemeint ist.³

Eine erste Herausforderung an die Bewusstseinsseele ist diese: Das Zeitalter, in dem wir leben, stellt bestimmte Forderungen an uns – und wir bringen die Fähigkeiten dazu nicht einfach mit. Zwischen Anforderungen und Fähigkeiten werden Diskrepanzen erlebt. Sie hängen z.B. damit zusammen, dass wir als einzelne Menschen, wenn wir die Mitte unserer zwanziger Jahre erreichen, Gefahr laufen, in eine seelische Stagnation zu verfallen. Bis in die Mitte der zwanziger Jahre wird unser Entwicklungsschwingung von all dem getragen, was wir mitbringen, was unsere Eltern, Lehrer und unsere Umgebung aus uns gemacht haben. Wenn aber die Mitte der zwanziger Jahre erreicht wird, hört das in der Regel auf. Es entstehen immer wieder neue Situationen und Herausforderungen. Denen bin ich nicht gewachsen, wenn ich einfach so bleibe, wie ich bin. Aus Stagnation wird dann ganz schnell Frustration.⁴

Aufbrüche der Jugendgenerationen

So waren in den letzten 35 Jahren einige geistige Aufbrüche der jeweiligen Jugendgeneration zu beobachten, bei denen sich Fragen nach der individuellen Weiterentwicklung geltend machten. Ein erster Aufbruch war der zur »Kreativität«. Er begann schon Ende der 60er Jahre. Plötzlich bekamen immer mehr Menschen den Eindruck, dass sie sich im Beruf nicht voll entfalten können. Da geht man morgens an den Arbeitsplatz und kommt abends wieder heraus – und danach beginnt erst das eigentliche Menschsein. Dann erst kann ich so richtig meine geistigen Fähigkeiten betätigen. Man ging dann in Malkurse, übte sich im Plastizieren oder besuchte Theaterworkshops. Dieser Aufbruch zur Kreativität veränderte damals das Freizeitverhalten; er ist aber sehr bald in das Arbeitsleben selbst eingedrungen. Spätestens seit den 80er Jahren ist ein anspruchsvolles Berufsbild überhaupt nicht mehr zu denken, ohne dass dort die schöpferischen Fähigkeiten des Einzelnen gefordert werden. Heute kommt es fast nicht mehr darauf an, was man für eine Ausbildung absolviert hat. Jeder Personalchef weiß inzwischen, dass nur ein schöpferischer Mensch ein Unternehmen weiterbringt. Dazu braucht man Menschen mit entsprechender Befähigung.

Ein zweiter Aufbruch der Jugend war in den 70er Jahren der Ruf nach »Ganzheitlichkeit«. Man wollte damit aufhören, die Welt nur in einzelnen Segmenten zu denken,

2 Beide Ausdrücke von Rudolf Steiner. Näheres hierzu bei Karl-Martin Dietz: Produktivität und Empfänglichkeit. Grundzüge eines freien Geisteslebens, Heidelberg 1996

3 Grundlegend in: Rudolf Steiner: Theosophie, GA 9; Die Geheimwissenschaft im Umriß, GA 13

4 Näheres zur Stagnation der 20er Jahre: Karl-Martin Dietz: Individualität im Zeitenschicksal – Gefährdungen und Chancen, Stuttgart 1994 (Taschenbuch)

nur in einzelnen Gebieten, getrennt nach Gesellschaft, Natur und Seelenleben etwa. Man wollte einen Blick auf die Wirklichkeit als ganze werfen. Die Welt ist nicht ein Archipel von Einzelheiten, sondern ein Kontinent. Dessen Zusammenhänge sind zu durchschauen. Dabei kam auch erstmals die ökologische Frage auf. Sie geht ja von der Beobachtung aus, dass alles in der Natur miteinander zusammenhängt. Plötzlich brach seit der Mitte der 70er Jahre das Bewusstsein für den Gesamtzusammenhang der Natur hervor, getragen von einem Willen zur »Ganzheitlichkeit«.



Ein dritter Aufbruch, den wir erlebt haben, steht unter dem Stichwort »Selbstverwirklichung«. Ich will nicht ständig der Diener anderer Herren sein, weder im Berufs- noch im Privatleben. Ich strebe danach auszuleben, was in mir liegt.

Ein vierter Aufbruch war der Ruf nach »Toleranz«. Man kann sich auch heute noch unmöglich machen, wenn man erkennen lässt, dass man nicht tolerant ist. Es kommt nicht darauf an, wem gegenüber. Es reicht der Verdacht, man würde das, was ein anderer sagt, nicht ernst nehmen. Toleranzverhalten tritt inzwischen manchmal recht intolerant auf. Dahinter steht aber das höchst ehrenwerte Bestreben, Meinung und Willen des anderen Menschen gelten zu lassen.

Bemerkenswert bei allen vier Aufbrüchen ist, dass sie »alternativ« angefangen haben, als Gegenpart zur herrschenden Gesellschaft, und dass sie alle vier wenig später zu wichtigen Leitbildern unserer Gesellschaft geworden sind.

Gemeint ist Entwicklung

Kreativität, Ganzheitlichkeit, Selbstverwirklichung und Toleranz: Man ahnt, dass es sich hierbei nicht um eine zufällige Folge handelt, sondern um einen zusammenhängenden Aufbruch in ein neues Bewusstsein, der sich stufenweise über mehr als 30 Jahre erstreckt hat. Das eigentliche, wenn auch vielfach aus dem Auge verlorene Ziel war offenbar die Entwicklung neuer seelischer und geistiger Fähigkeiten. Das bedeutet:

1. Ich suche ein Verhältnis zur geistigen Wirklichkeit in Ideenform. Ich suche *Ideenfähigkeit*. Die Welt um mich herum dreht sich mit zunehmender Geschwindigkeit. Ich muss da nicht nur mitkommen (Tugend: Flexibilität), sondern ich muss möglichst der Entwicklung voraus sein. Nur so habe ich Chancen zur Mitgestaltung. Ich brauche innovative Ideenfähigkeit. Auf der anderen Seite muss ich in der Lage sein, von all dem,

was andere Menschen tun, nicht nur das rein Faktische, sondern auch das Motiv, die Idee zu erfassen. Ich muss die Gedanken und Ideen anderer Menschen verstehen können. Dies hat nichts mit Hellsichtigkeit zu tun, sondern mit Durchblick und Klarsicht. Das ist ein erstes Erfordernis einer modernen Bewusstseinshaltung.

2. Ich suche ein neues Verhältnis zur *Wirklichkeit*, ein Bewusstsein aus dem Ganzen heraus. Das ist eine große Aufgabe, aber sie kann auch in kleineren Dimensionen zum Tragen kommen. Der Kürze halber ein vielleicht etwas skurriles Beispiel: Bei einer Transportaktion innerhalb einer Institution ist im Treppenhaus eine Wandschiene stehen geblieben. Niemand kümmert sich darum. Sie bleibt einfach stehen. Als zwei Wochen später jemand die Sprache darauf bringt, zeigt sich Erstaunliches: Die einen haben die Schiene gar nicht bemerkt, andere haben sie bemerkt und fragten sich die ganze Zeit, was sie da soll, fühlten sich aber nicht zuständig. Denn es gab in diesem an sich wohlorganisierten Unternehmen keine Zuständigkeit für herumstehende Schienen. – Diese Entdeckung war für manche Beteiligten ein Lehrstück. Es hat sich ihnen gezeigt, dass *nur* aus dem Blick auf das Ganze diese Schiene dort verschwinden konnte. Niemand fühlte sich dafür zuständig – so etwas passiert ja öfter im Leben.
3. Ein dritter Zug ist das Ideal der *Entwicklung*. Ich bin gar nicht so, wie ich bis heute geworden bin, sondern in mir liegen »Potenziale«. Zu mir gehört auch all das, was noch in mir liegt. Die Selbstverwirklichung beschränkt sich nicht auf den gegenwärtigen Zustand, sondern schließt den zukünftigen Menschen ein. Auch um die Anforderungen, die aus der Welt auf mich zukommen, einigermaßen zu erfüllen, muss ich mich verändern.
4. Was als Toleranzaufbruch in Erscheinung trat, hat mit dem Willen zu tun. Wenn es ganz den *eigenen* Willen betrifft, heißt es »*Initiative*«. Wir leben in einer Zeit, wo nichts mehr funktioniert, was wir nicht selbst ins Werk gesetzt haben. Was ist Initiative? Auch hier statt langer Erklärung ein nicht ganz ernst zu nehmendes Beispiel: Wer versucht, in Italien als Fußgänger auf einem gekennzeichneten Überweg über die Straße zu gehen, stellt überrascht fest, dass da gewöhnlich kein Fahrzeug hält. Man steht u.U. zehn Minuten später immer noch da. Schaut man aber, wie es die Italiener selbst machen, so kann man lernen, was Initiative ist: Sie machen dem nächsten Autofahrer durch Körpersprache klar, dass Sie jetzt gehen werden, und gehen dann einfach los. Die Autos halten zwar dann auch nicht, aber sie fahren vor und hinter Ihnen her. Voraussetzung ist nur, dass der Fußgänger seine Geschwindigkeit nicht ändert, sonst wird es gefährlich (und dass er keinem ausländischen Touristenauto begegnet, das diese Spielregel nicht kennt). Als Gast aus dem Norden muss man sich jedes Mal einen Ruck geben – aber ohne diesen inneren Ruck kommt man in Italien (und anderswo) nicht über die Straße.

Die neue Bedeutung des Individuums

Wir werden zunächst einmal seelisch dadurch herausgefordert, dass wir die Diskrepanz erleben zwischen dem, was unsere Zeit fordert, und unseren jeweiligen Fähigkeiten.

Hinzu kommt eine zweite Herausforderung, nämlich die Diskrepanz zwischen dem Einzelnen und seiner naturgegebenen Egozentrik einerseits und der notwendigen Gemeinschaftsfähigkeit andererseits. Auf den Einzelnen kommt alles an, der Einzelne muss heute immer stärker werden – aber je stärker der Einzelne wird, um so störender wird eine seiner Haupteigenschaften: dass er alles auf sich bezieht. Hier liegt eine zweite große Herausforderung unserer Tage. In früheren Zeiten durfte der Einzelne egozentrisch sein, er musste es sogar, wenn er sich seiner Individualität bewusst werden wollte. Da gab es weise Staatslenker, Gesetze oder Verabredungen, durch die die Egozentrik des Einzelnen eingeschränkt wurde. Die Grundlagen der Sozialität kamen sozusagen von außerhalb des Individuums. – Heute erleben wir, dass dieses Verabredungswesen immer weniger trägt; und, soweit es trägt, schränkt es den Einzelnen in seinen geistigen Fähigkeiten ein. Hieraus entsteht als neue Notwendigkeit, dass der Einzelne *aus sich selbst heraus* die Fähigkeit der Sozialität entwickelt. Es genügt nicht mehr, dass die Gemeinschaft die Einzelnen von außen im Zaume hält, sondern das Individuum selbst muss gemeinschaftsfähig werden. Das ist, gemessen an früheren Vorstellungen, geradezu ein Widerspruch; in Wirklichkeit aber ist es eine zweite gewaltige seelisch-geistige Herausforderung. Und wer sich nach den Hindernissen fragt, die diese Herausforderung so schwierig machen, wird bemerken, dass es die beschriebenen Ideale einer modernen Bewusstseinsentwicklung selbst sind, insofern sie häufig in einer »abgelenkten« Form auftreten.

So haben wir z.B. ein Verhältnis zum Geistigen (Ideenfähigkeit); aber wir haben es in einer geschlossenen Form, als geschlossenen geistigen Horizont, schlimmstenfalls als Ideologie; zumindest als festen Standpunkt. Als sich an einer Waldorfschule eine neue Erstklasslehrerin den neuen Eltern vorstellte, warf sie zum Schluss einen Blick auf die erste Epoche, die die Kinder nach Schulanfang haben würden, das Formenzeichnen. Sie stellte dann selbst die Frage, »warum Formenzeichnen als erste Epoche gegeben wird.« Die Antwort war: »Weil Rudolf Steiner das als erste Epoche für die erste Klasse angegeben hat.« – Rudolf Steiners Diktum als Letztbegründung für pädagogisches Handeln? Niemand protestierte, niemand zog sein Kind zurück; man nickte freundlich lächelnd. Aber später gab es ein Nachspiel: Ein Vater, der dabei war, erzählte die Geschichte einem anderen, der nicht dabei gewesen war, als Aufhänger für seine inzwischen eingetretenen »Bedenken«. Der andere aber antwortete: Wenn Sie Ihr Kind in die Waldorfschule schicken, dann steht doch da eine Weltanschauung dahinter. Da können Sie nicht alles bis zuletzt vernunftgemäß verstehen wollen. – Also doch: Waldorfpädagogik als festgefügt ideologischer Horizont; und als solcher fraglos akzeptiert?

Oder die Selbstverwirklichung: Kürzlich habe ich miterlebt, wie bei einer Veranstaltung, die als »Projektvorstellung mit Aussprache« angekündigt war, nach einer halben Stunde die Darstellung von einem Teilnehmer unterbrochen wurde mit der Beschwerde, man werde hier »zugelabert«, und es müsse doch Aussprache geben. Als dem sofort stattgegeben wurde, war der Beschwerdeführer ganz verwirrt und bekannte, dass er gar nichts sagen wollte. Es ging ihm nur um das Prinzip. – Auch sonst kann häufig beobachtet werden, dass die Neigung zur Nabelschau an die Stelle eines Blickes auf den Sachverhalt tritt – Eigenbefindlichkeit statt Weltinteresse.

Schließlich die Neigung zur Unverbindlichkeit. Flexibilität gilt als die letzte aner-



kannte Tugend. Manche sind inzwischen so flexibel geworden, dass sie nicht einmal einen geraden Gedanken zu Ende denken können. Alles ist ja relativ. Auch was *ich* denke, ist relativ. Und so wird es hie und da geradezu Mode, dass jemand an dasjenige, was er geäußert hat, selbst nicht recht glaubt. Der Aufbruch, von sich selbst los zu kommen, erleidet dann eine Implosion, die zur totalen Orientierungslosigkeit führen kann. Wer auch nur behauptet, er wolle etwas zur Orientierung beitragen, macht sich u.U. schon totalitärer Ambitionen verdächtig.

Zusammenarbeit

Die Diskrepanz zwischen Anforderung und Fähigkeit, und die Diskrepanz zwischen Egoität und Sozialität waren die ersten beiden Herausforderungen. Hinzu tritt eine dritte: Wie kommt unter diesen Umständen Zusammenarbeit konkret zu-

stande? Was muss ich in mir entwickeln, damit Zusammenarbeit im oben beschriebenen Sinne von innen heraus gestaltet werden kann, also ohne Abhängigkeit von äußeren Vorgaben? – Ich kann hier vier verschiedene Aspekte unterscheiden:

1. Ich habe es zu tun mit anderen Menschen. Denen muss ich mich individuell zuwenden wollen und können.
2. Ich habe es aber auch mit dem Ganzen eines Schulorganismus zu tun, wie er ist und wie er sich täglich darlebt. Er ist noch etwas anderes als die Summe der in ihm arbeitenden Menschen. In ihm gibt es z.B. geschaffene Fakten, Gewohnheiten, Traditionen und bewährte Methoden. Diesen Bereich muss ich gesondert ins Auge fassen.
3. Weiterhin habe ich es nicht nur mit dem zu tun, was *heute* in diesem Schulorganismus lebt, sondern mit seiner Zukunftsentwicklung. Das gilt für jedes Unternehmen, aber ganz besonders für eine Schule, die sich dem werdenden Menschen widmet. Alle Beratung, auch alle Aufarbeitung der Vergangenheit, wird ja um der Zukunft willen geleistet. Das ist noch etwas anderes, als nur den Blick auf das Bestehende zu werfen.
4. Und schließlich kommt es auf das tatsächliche Handeln an. Beim Blick auf die Zukunft kommt es darauf an, dass wir möglichst fruchtbare Ideen bilden. Die Ideenbildung sollte man nicht durch ständige Seitenblicke auf Verwirklichungsfragen stören (»Das geht doch gar nicht!«, »Viel zu teuer!«, »Das haben wir noch nie gemacht!« usw.). Aber die Verwirklichung, das tatsächliche Handeln, ist ein notwendiges Erfordernis der Zusammenarbeit. Auf sie kommt am Ende alles an.

Von diesen Blickrichtungen kann ich in diesem Zusammenhang nur den ersten weiter

ansprechen, die menschliche Begegnung. Hier geht es um *individuelle* Begegnung, um Begegnung von Mensch zu Mensch. Sie ist ja nicht selbstverständlich in einem Zeitalter der Statistik, der sozialen Rollen und des Gruppendrucks. Alles Kollektive spielt hier keine Rolle. Wie aber kann ich dem anderen Menschen individuell begegnen?

- **Wahrnehmendes Interesse**

Ich entwickle Interesse an dem anderen Menschen. Habe ich *wirklich* Interesse an dem Kollegen als Menschen? Die Kollegen habe ich mir ja meistens nicht ausgesucht. Auch mit welchen Eltern ich zu tun habe, suche ich mir nicht aus. Das Gleiche gilt für die Elternhäuser untereinander. Es obliegt mir nun, wenn ich eine wirkliche Zusammenarbeit aufbauen will, in mir Interesse für den anderen Menschen zu erzeugen, unabhängig davon, ob er mir sympathisch ist. Ich lasse mich nicht von seinen seelischen oder körperlichen Eigenschaften »abspeisen« – weder positiv noch negativ –, sondern ich will den anderen wahrnehmen, wie er wirklich ist. Hier geht es um ein aktiv erzeugtes Interesse, nicht um passive, nur gelten lassende Toleranz. (Passive Toleranz ist ja manchmal nur ein Ausdruck von Desinteresse.) – Ich unterscheide davon strikt einen anderen Aspekt: Wozu nützt mir der andere, wozu könnte er mir dienen, wie kann ich seine Fähigkeiten in Dienst nehmen? Ich bemerke vielleicht, dass das, was ich als »Interesse am anderen Menschen« entwickeln wollte, irgendwo anders hin ausrutschen kann.

- **Verstehen wollen**

Die nächste Stufe der Begegnung nach dem wahrnehmenden Interesse am anderen Menschen könnte man als den Willen bezeichnen, den anderen wirklich zu verstehen. Das setzt voraus, dass ich mit den Augen des anderen in die Welt schaue und ebenso auch auf mich selbst. Wenn ich mich z.B. über sein Auftreten wundere, kann ich mich zugleich auch fragen, ob ich nicht selbst zu dieser Art des Auftretens etwas beitrage. Ist der andere vielleicht deshalb so aggressiv, weil ich ihn durch meine »Coolness« ungewollt provoziere? Vielleicht gibt es auch andere Gründe für das Verhalten des anderen, die in seinen früheren Erlebnissen liegen. Er ist z.B. misstrauisch, weil er schon ein paarmal enttäuscht worden ist. Es geht hier nicht darum, das Verhalten des anderen gut oder schlecht zu finden, sondern – unabhängig davon – es verstehen zu lernen. – Auf dieser Stufe muss ich mir umgekehrt versagen, den anderen etwa »missionieren« zu wollen. Eigentlich wäre es doch ganz schön, er wäre ein bisschen anders als er



ist. Mein Versuch, ihn zu verstehen, würde dann zu Manipulierungszwecken in Dienst genommen.

- **Fördern**

Ich habe ja, wie schon angedeutet, nicht nur den Menschen so vor mir, wie er bis heute geworden ist, sondern in jedem Menschen liegt ein großes Zukunftspotenzial. Ob und wie er das realisieren wird, ist eine andere Frage. Aber ich muss mir angewöhnen, den anderen nicht nur als den gegenwärtig vorhandenen Menschen zu betrachten, sondern auch als zukünftigen, als werdenden. Das Werdende in ihm gehört mit zu seinem Wesen. Bei Kindern ist uns dieser Blick ganz gewohnt. Der gegenwärtige Zustand der Englischkenntnisse des 10-jährigen Fritz oder der Grad seiner Verschmutzung veranlassen uns nicht zu definitiven Beurteilungen seines Wesens. Entscheidender ist, was noch in dem Zehnjährigen steckt und was zur Entfaltung gebracht werden kann. Bei Erwachsenen scheint das weniger nahe zu liegen, ist aber doch genauso wichtig. Der Blick, den man sich hier erwerben muss, ist einer, der den anderen Menschen »fördert«. Fördern heißt: Den anderen Menschen als werdenden Menschen achten. – Auch hier gibt es mögliche Ausrutscher. So liegt es nahe, dass ich die Zukunft des anderen gern in eine bestimmte Richtung bringen und seine Entwicklung »kanalisieren« möchte. Ich möchte zum Beispiel, dass er eine bestimmte Entwicklung nimmt, damit er mir am Arbeitsplatz nicht »gefährlich« wird. Oder ich möchte, dass das, was jetzt in ihm angelegt ist, auf keinen Fall weiter zum Tragen kommt.

Individuelle Begegnung erfordert eine aktive innere Tätigkeit, die mit ständiger Bemühung um Selbsterkenntnis verbunden ist. Bin ich mir wirklich sicher darüber, dass ich das Interesse am anderen nicht nur vorgebe, weil es gesellschaftlich opportun ist; dass ich also eigentlich nur mein eigenes Desinteresse kaschiere? Und bin ich mir sicher, dass ich mich für den anderen nicht nur deshalb interessiere, weil ich ihn manipulieren, instrumentalisieren oder kanalisieren will für meine eigenen Zwecke?

Die häufig beobachteten Fehlformen von Begegnung sind so etwas wie »Begegnungen ohne Du«. Desinteresse, Einsamkeit: Das ist »Ich« ohne »Du«. Gruppendruck, Manipulation usw. ist wie ein »Wir ohne Du«. Die Haltung des »Wir ohne Du« liegt auch den geschichtlichen Erscheinungsformen des Totalitarismus zu Grunde. (Du bist nichts, Dein Volk ist alles; oder in der anderen Variante: Die Partei hat immer recht.) – Nicht zuletzt deshalb ist es wichtig hervorzuheben, dass die Entwicklung neuer seelisch-geistiger Fähigkeiten, die zunächst natürlich eine ganz persönliche Sache ist, zugleich Verantwortung gegenüber der Welt bedeutet. In einer sich selbst verwaltenden Gemeinschaft erhält sie eine fundamentale Bedeutung. Es kann sich heute kaum jemand vorstellen, wie eine wirkliche Beziehung zum individuellen Menschen aussehen kann und welche Konsequenzen sie hat. Deswegen ereignet sich immer wieder entweder das eine, der Ausrutscher in die Isolation, oder das andere, der Umschlag in Richtung des Totalitären. In dem Maße jedoch, in dem individuelle Begegnung gelingt, wächst die Sozialfähigkeit des Einzelnen selbst und macht Gemeinschaft möglich.

Prozesse des Dialogischen

Um dabei zu einer größeren Sicherheit zu kommen, setzen die weiteren Prozesse des Dialogischen ein: Transparenz, Beratung und Entschluss. Sie erfüllen die eingangs aufgestellten Desiderate der Zusammenarbeit (Wirklichkeit, Ideenfähigkeit, Initiative). *Transparenz* bedeutet, dass *jeder* Einzelne in die Lage kommt, das Ganze in den Blick zu nehmen, und dass dies vorausgesetzt, ermöglicht und gefördert wird. Jeder bildet sich sein eigenes Verhältnis zur gemeinsamen Wirklichkeit. *Beratung* bedeutet, einen gemeinsamen Blick in die Zukunft zu werfen, Zukunftsideen zum Aufleuchten zu bringen. Hier ist die Ideenfähigkeit gefragt. Und dann gibt es noch den *Entschluss*, der zur Tat führt (Initiative). Hier ist wichtig, dass er nicht mit der Beratung verschmolzen wird. An der Beratung sollten sich alle beteiligen können, am Entschluss kann nur mitwirken, wer wirklich Verantwortung für das übernimmt, was beschlossen wird. Das können ganz wenige sein – obwohl der Beschluss vielleicht eine Angelegenheit betrifft, die die ganze Gemeinschaft angeht. Solches ist möglich, wenn die Beratung ordentlich war und wenn immer Transparenz herrscht.⁵

Zum Schluss ergibt sich aus dem Gesagten noch ein konkreter Zusammenhang zwischen den beiden Grundeigenschaften der Waldorfpädagogik, der Selbstverwaltung und der Menschenkunde.

Er zeigt nämlich, dass man selbst ernst nimmt, was man in der Erziehung tut. Man lebt selbst dar, was man in den Schülern als Entwicklung anregen möchte. Dabei kommt es nicht darauf an, dass immer alles gelingt. Es kommt vielmehr darauf an, dass der Wille da ist und dass die einzelnen Schritte und Bemühungen tatsächlich unternommen werden.

Zum Autor: Dr. Karl-Martin Dietz, geb. 1945 in Heidelberg, Studium der Klassischen Philologie, Germanistik und Philosophie, daneben auch der Wirtschaftswissenschaften, in Heidelberg, Tübingen und Rom. Promotion über vorsokratische Philosophie. 1974-1980 Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg. 1978 Mitbegründer des Friedrich von Hardenberg Instituts für Kulturwissenschaften in Heidelberg. Zahlreiche Publikationen in Büchern und Zeitschriften.

5 Näheres zu den dialogischen Prozessen bei Karl-Martin Dietz: *Dialog. Die Kunst der Zusammenarbeit*, Heidelberg 2001 und Karl-Martin Dietz/Thomas Kracht: *Dialogische Führung*, Frankfurt/M. 2002

Weitere Veröffentlichungen des Verfassers zum Thema:

- *Gemeinschaft durch Freiheit. Perspektiven für die Zukunft des Geisteslebens*, Stuttgart 1996
- *Dialog als Chance. Wie entsteht Vertrauen in die Zusammenarbeit?* In: »Erziehungskunst«, 7-8/1999, S. 825-833
- *Eltern und Lehrer an der Waldorfschule*, Heidelberg 2002